

Ein Blick von Außen. Re-konstruktive Erzählung zur Gestalt- entwicklung des DZA 1996 bis 2014

Frank Schulz-Nieswandt

Schulz-Nieswandt, F. (2014). Re-konstruktive Erzählung zur Gestaltentwicklung des DZA 1996 bis 2014. In Deutsches Zentrum für Altersfragen (Hrsg.). 40 Jahre DZA (S. 72-86). Berlin: Deutsches Zentrum für Altersfragen. (https://www.dza.de/fileadmin/dza/pdf/Festschrift_40_Jahre_DZA_FSN.pdf)

Ein Blick von ›außen‹ auf eine Institution zu werfen, das ist (für mich) nicht so trivial, wie man denken könnte. Dies hat zwei Gründe.

Einerseits ist die Differenz von ›innen‹ und ›außen‹ nicht so eindeutig. 1996 bis 1998 im DZA tätig (erst als stellvertretender, dann als kommissarischer, am Ende als offiziell ernannter Institutsleiter) erlebte ich das DZA in einer organisationsentwicklungspsychologisch kritischen Statuspassage, die organisationsgeschichtlich von existenzieller Reichweite war: Ende oder Neubeginn!? So eindeutig war die Situation.

Bei der Bewältigung von Statuspassagen im Lebenslauf von Personen und Sozialgebilden geht es ja immer um Identitätsneufindung. Alte Pfade werden verlassen, neue Pfade der weiteren Entwicklung gesucht. Daran können Institutionen scheitern, Personen zerbrechen.

Statuspassage stellt hierbei eine sehr sinnvolle (ethnologische) Kategorie zur Analyse dar: Sie drückt psychologisch die Stresssituation aus, die für Personen dramatischer Natur sein kann, kann aber auch auf den Lebenszyklus komplexer Sozialgebilde übertragen werden. Ethnologisch ist diese Kategorie auch, weil es in der trans-personalen Perspektive um die Frage geht, wie Kulturen von Institutionen mit Stresssituationen umgeht, die Entwicklungsaufgaben also bewältigen.¹

Auch der Bundesrechnungshof stand dem DZA damals auf den Füßen. Dass diese Prüfbehörde einer im Kern auf wissenschaftliche Forschung und wissenschaftliche Politikbegleitung zentrierte Einrichtung eine Stechuhr für das wissenschaftliche Personal verpasste, gehört zu den kafkaesk anmutenden Anekdoten dieser Zeit.

Das war die von mir im DZA aktiv miterlebte Zeit 1996–1998. Danach war ich zehn Jahre Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats und davon zuletzt mehrere Jahre Sprecher desselben. Somit war ich anfangs mitten drin im ›Innen‹, später nie ganz im ›Außen‹.

Mein Verhältnis zum DZA ist daher, ich verbleibe im kulturwissenschaftlichen Sprachraum, verortet in einem eher *liminalen* (Victor Turner) Raum des Übergangs, ein Grenzraum, der *ex definitione* eine Dialektik von Involviertheit, Fortgang, Abgrenzung und Überbrückung des Grenzraumes aufweist. Viel-

leicht ist es im Sinne von Michel Foucault gar ein ganz eigener Raum, der sich als *heterotop* bezeichnen lässt. Für diese epistemische Situations-, topografisch: Lageeinschätzung spricht das nunmehr anzuführende *Andererseits*. Ich sagte ja, dass es zwei Gründe für diese theoretische Zugangsweise zu meiner Aufgabe der Erzählung gibt. Doch Erzählung ist komplizierter als wir diesen Begriff in der Kindheit beim Zuhören erlernt haben.

Ich bin also im Bemühen um eine achtsame Hermeneutik mit dem Problem der Faltung konfrontiert: Das Innen ist das Innen des Außen, das als Außen zu einen Innen werden kann Man möge einmal seinen Hemdärmel – mehrfach – aufkrepeln und es wird klar, was gemeint ist. Wenn Geschichten erzählt werden, werden Geschichten über Geschichten erzählt. Die Erarbeitung von Wahrheit ist eine inter-textuelle Konstruktion von Variationen, die weder reine Erfindung sind noch eine Wahrheit eines naiven Naturalismus, der in einem Weltbild ohne Heisenberg-Effekte angesiedelt ist. Die kognitionspsychologisch geschulten LeserInnen werden ohnehin wissen, wie sich der kleine Heisenberg-Effekt als Strukturphänomen in der sozialen Wirklichkeit konstitutiv und ubiquitär darstellt: Menschliches Verhalten kovariert nicht mit einer objektiven Welt (Kant's Ding an sich), sondern mit der wahrgenommenen, dabei immer interpretierten Welt. Dabei ist unsere Wahrnehmung – Kant's transzendentes Subjekt sozialisierend und somit de-zentrierend gedacht – selbst kulturell codiert; mehr noch (mit Maurice Merleau-Ponty gedacht): Nicht wir haben Wahrnehmung (des Gegenstandes), die Wahrnehmung hat uns in unserer Art der Öffnung hin zum Gegenstand. Die wissenssoziologische Variante dieser Kernproblematik der Phänomenologie der Wahrnehmung ist Karl Mannheims Theorem der Standortgebundenheit jeglichen Denkens.

Der angefragte reflexive Blick zurück auf das DZA zwischen 1996 und 2014 als Jahre der skizzierten eigenen Einbindungen, inklusive einiger nur über vermittelte Erzählungen gewonnenen Kenntnisse der Zeit seit der Gründung des DZA im Jahr 1974, ist immer eine Re-Konstruktion, die eine Erzählpraxis ist, die bei aller methodischer Selbstkontrolle nie ganz frei ist von Mythopoetik.

Wir verdanken der modernen Phänomenologie (ich denke da etwa an Paul Ricoeur) die hermeneutische Einsicht, dass Identität immer nur narrativ – also als narrative Identität – erzeugt wird. Menschen sind immer »in Geschichten verstrickt« (Schapp) und Ereignisse werden (gestaltpsychologisch argumentierend) in der biografischen Rekonstruktion von Episoden unter Kohärenzzwang zur Konstruktion kompliziert verschachtelter Prozesse:

Ereignisse, die sich schon damals bereits vom betroffenen Menschen nur deutend-verarbeitend in ihrer Relevanz als → *Erfahrung* ereignen, werden nun nochmals rückblickend als → *Erinnerungen* erinnert, also als erinnerte Erfahrungen von Ereignissen deutend re-konstruiert.

Wahrheit ist hier nicht epistemisch verkürzt zu verstehen. Wahrheit ist immer auch eine ontologische Herausforderung, da der Mensch sich selbst im Zeitstrom seiner Biografie eine Daseinsgestaltqualität geben muss. Das ist eine seiner fundamentalen Entwicklungsaufgaben im endlichen Lebenszyklus.

Kurz gesagt: Die Gestalt-Geschichte, die einer Organisation zugeschrieben wird, ist im Zuge der angesprochenen Liminalität von Engagement und Distanzierung nicht zu trennen von der Gestalt-Gebung, die Geschichten über Geschichten in Geschichten ... verpackt. Es ist also nicht ganz so leicht mit der (in der Schule vermittelten) historiografischen Idee, die Dinge so zu erzählen, »wie sie wirklich einmal waren«. In der Geschichtswissenschaft wird dieser

Punkt lange schon heftig kontrovers ausgetragen: Man *hat* Geschichte immer nur im Rahmen einer theoretischen Konstruktion. Das holt uns nun hier in der Biografiearbeit ebenso ein.

*

Ich habe diese Reflexionen nicht aus akademischem Habitus heraus vorausgeschickt. Natürlich versuche ich damit, die Relativität meines Blickes explizit kenntlich zu machen, um selbst im Wahrheitsdiskurs keine doxische Machtposition zu besetzen. Alle Geschichten sind nur Geschichten über Geschichten über Geschichten (...), entziehen sich aber deshalb nicht einem *kritischen Realismus*. Aber die Perspektiven sind vielgestaltig und erst im Austausch der Perspektiven kristallisieren sich mögliche kollektiv geteilte Deutungen heraus.

Doch für diese Reflexionen gibt es Gründe, die bereits in der Organisationsdiagnostik der DZA-Geschichte selbst begründet sind. Meine Geschichte des DZA, und dies ist die Grundlage für die aktuelle Einschätzung zum Stand des DZA in der Wissenschaftslandschaft heute, ist als Psychodynamik und Soziogrammatik gerade in Bezug auf das Zeiterlebnisgeschehen² als Insider und Outsider des DZA begründet.

*

Bevor sich eine gerontologische Forschungsinstitutslandschaft an den deutschen Universitäten merklich breiter im Raum gestreut entwickelte, war die Gründung des DZA (sowie, wenn auch anders gelagert, des Kuratoriums Deutsche Altershilfe (KDA) in Köln) eine erste institutionalisierte Antwort der Politik auf den sich abzeichnenden sozio-demografischen Wandel, der für die Gesellschaft und ihre Kultur im Generationengefüge ambivalente Effekte induzieren würde, die heute im diagnostischen Korridor zwischen Verharmlosung und Dramatisierung angemessen als Herausforderung und Chance begriffen werden kann.

Die Gründung als Ressortforschungsinstitution und nachgeordnete Behörde in der Mischfinanzierung damals durch Bonn und Berlin erwies sich nie als glückliche Konstruktion. Auch konnte man relevante Differenziale erleben im Engagement, sowie in der fachlichen Qualität von Bund und Land.

Der sich am Leistungsprofil fixierende Spagat zwischen Forschung und Politikberatung, damit auch zwischen Autonomie und ministerialpolitischer Einbettung ist und bleibt verbunden mit einem Ambivalenzerlebnis, das aber in der berühmten *Natur der Sache* liegt, wenn das Leistungsprofil im Sinne einer *Quadratur des Kreises* zwischen grundlegender und angewandter Forschung, zwischen Wissenschaft und Politikberatung spielen soll. Das ist nicht zu eliminieren, sondern nur im souveränen und authentischen Dialog in aller gebotenen Achtsamkeit zu leben, auch als politisches Feld auszuhalten.

Ich glaube, dass das DZA in den letzten ca. 15 Jahren genau diese Balance-Praxis, dieses Ambivalenz-Management sehr gut in den Griff bekommen hat, mit Engagement (das sich aus wissenschaftlicher Souveränität generiert), aber auch mit jener Distanz, die zur achtsamen Selbstkontrolle der eigenen emotionalen Resonanzräume in der Konfliktbewältigung notwendig ist.

Bekanntlich macht Stress nicht krank, sondern das Ungleichgewicht, das daraus resultiert, dass die Ressourcen fehlen, um die Belastungen zu bewältigen. Ich denke, das DZA ist, transaktional gesehen, in ein solches optimales Passungsverhältnis hineingewachsen und gereift. Die Konzentration auf den

Bund in der Trägerstruktur hat sich meines Erachtens dabei als glückliche, wengleich anfangs natürlich mit Sorge und Existenzängsten verbundene Entwicklung erwiesen.

Gelungen ist das ganze Setting wohl aber auch nur, weil zugleich das noch relativ neue und im Aufbau begriffene Heidelberger Institut (ebenfalls in einer komplizierten Bund-Länder-Mischfinanzierung) wiederum geschlossen wurde. Gemeint ist das Deutsche Zentrum für Altersforschung (DZFA). Natürlich ging das nicht ohne ›Kosten‹ ab, die (durchaus auch tiefe) Verletzungen und Kränkungen bei anderen Mitspielern des komplizierten Feldes bedeuteten. Heidelberg ist dennoch ein mit prägnantem Identitätskern geprägtes Zentrum der deutschen Gerontologie geblieben. Aus Sicht des DZA war dies eine Berlin-Standort-Entscheidung, die die großen Umbrüche in der Performance des Instituts ermöglichte.

*

Diese aktuelle Performativität der DZA-Inszenierung in der Landschaft werde ich gleich zum Thema machen. Doch zunächst zur Organisationsdiagnostik der Lage des DZA zum Zeitpunkt meines Wegganges 1998 zur Universität zu Köln.

Die Entwicklung der Leistungsfähigkeit des heutigen DZA kann man überhaupt nur angemessen würdigen, wenn man die Ausgangslage betrachtet. Dabei wird (eigentlich nicht überraschend) erkennbar, dass Wissenschaft immer als in soziale Systeme eingebettet verstanden werden muss. Wissenschaft funktioniert nur im Setting ihrer institutionellen Organisiertheit.

Die Gründung des DZA 1974 war eine Innovation. 1996 erlebte ich das DZA gealtert, ohne sich der Dynamik der Zeit optimal angepasst zu haben. Es war ohnehin eine nicht unproblematische Gefühlslage, als wissenschaftlicher Mitarbeiter mit der (dort neuen) Funktion der stellvertretenden Institutsleitung eingestellt zu werden, wenn die medizinische Prognose der amtierenden Institutsleitung so fraglich war. Dieser Schatten verdunkelte deutlich die Situationserlebnisstruktur.

Was ich selbst damals geleistet habe, vermag ich gar nicht zu beurteilen. Den Sprung in die Qualität des jetzigen DZA wäre mit mir angesichts meines eigenlogischen akademischen Profils mit Sicherheit nicht so gelungen wie mit dem jetzigen Leiter. Doch dazu erst gleich mehr.

Jedoch kann ich re-konstruieren, dass ich die Phase eines extrem kritischen Übergangsraumes zu managen hatte.

Wie so oft in der Geschichte von Institutionen hat die Einrichtung nach 20 Jahren den Anschluss an die gewandelten externen Herausforderungen (abgelagert als ›Modernisierungstau‹) weitgehend verpasst. So gehen Unternehmen im Markt in Konkurs; und eine öffentliche Einrichtung in der institutionellen Förderung kann so auch sein Ende erleben. Natürlich geht es hier nicht um böartige Schuldzuschreibungen. Prozesse sind Prozesse und keine linearen Kausalitäten zwischen x und y. Die Akteurskonstellationen sind komplex. Eine Menge von Faktoren wäre anzusprechen, die für das Gelingen oder Scheitern von Organisationsbiografien mitverantwortlich sind. Aber das Zeiterleben im DZA war von eher depressiver Stagnation geprägt. Und man könnte im Sinne von Hans Blumenberg's Diktum von der ewigen ›Arbeit am Mythos‹ Platons Höhlenmetapher eine erneute Variante anfügen, das Raumerleben des damaligen DZA in einer Hemmung zur Lichtung zu charakterisieren.

Das soziale Faktum eines mit dem Altern des Instituts quasi mit gealterten Personals (wohl wissend, dass der Begriff der *Überalterung* nicht von der Sprach-Ethik der gerontologischen Doxa erlaubt ist) war Teil dieser Situation. Heute würde man sagen, das Demografiemanagement (*demographic literacy*) in der Institution war nicht gelungen. Bei unbefristetem wissenschaftlichem Personal bedarf es nachhaltiger Kompetenzentwicklung und – an Diskursen zum Life-Long-Learning und zum Empowerment anknüpfend – Bahnung von Entwicklungsspielräumen im Governance der Institution, die sodann mit Selbstwirksamkeit, Selbstwertgefühl, Selbstbewusstsein etc. beim Personal korreliert. Diese Erkenntnis ist auch in der Universität eher selten als selbstverständlich angekommen. Heute lernt jeder Studierende der Betriebswirtschaftslehre im Human Resource Management, das Personal sei der wichtigste interne Stakeholder der Organisation.

Teams muss man *führen*, aber systemisch. Sonst erntet man eine personale Erlebnisgeschehensordnung, die im *worst case* von Angst und Selbsteinsargung (V. von Gebattel) geprägt ist und wenig zukunftsorientierte Dynamik generiert. Das alles wird heute in Theorie und Praxis der Organisationsentwicklung salutogenetisch reflektiert und diskutiert.

Die Psychodynamik von Individuen und die kulturelle Grammatik von Organisationen gehen dergestalt schnell eine syndromartige Passung der neurotischen *Verstiegenheit* (Binswanger) ein, die die weitere Reifung bei der transaktionalen Bewältigung der Entwicklungsaufgaben in einer sich wandelnden Umwelt blockiert. Insofern muss man auch wissenschaftliche Einrichtungen wie Unternehmen führen. Die Zielfunktion und die Ergebnisindikatoren sind nicht die des Marktes, und die interne Organisationskultur muss von der Eigenheit der Wissenschaft geprägt sein; aber die strukturelle Situation ist zum Markt als Wettbewerbsordnung analog.

Wissenschaftliche Einrichtungen, eingebettet in eine dynamische Umwelt, müssen sich somit als lernende Organisationen erweisen. Wenn nicht, dann wird das abgeforderte Change Management nicht gelingen, vielleicht sogar als Aufgabe überhaupt nicht erkannt und verstanden. Die Umweltbeziehungen werden phobisch, das Wachstum von Person und Organisation stagniert, die schizoide Kreativität, Pfadabhängigkeiten zu überwinden und neue Wege zu gehen, verkümmert. Symbiotische Teilinseln bilden sich in der Organisation heraus; ein kollektiv geteilter Transformationspfad in die spannende Zukunft ist schwer zu erarbeiten.

Das war in den letzten 20 Jahren, um die Sprachanalogie zur transaktionalen Psychologie der Lebensspanne zu nutzen, ja nicht nur eine Entwicklungsaufgabe des DZA. Auch andere, nicht in Universitäten eingegliederte Forschungseinrichtungen des Bundes und der Länder haben solche Modernisierungskrisen durchlaufen.

*

Ich bin mir bewusst, dass es strittig sein mag, diese konkrete Organisationsentwicklungsdiagnostik vorzutragen. Doch soll die (berechtigte!) Lobpreisung in Bezug auf die aktuelle Lage des DZA in der wissenschaftlichen und fachpolitischen Landschaft fundiert erfolgen, so muss man die Genealogie des *status quo* einbeziehen. Es geht also um das Vermeiden einer Sonntagsrede, die im seichten Sinne schön und nett ist, wenn es hoch kommt, arg versteckte Andeutungen macht, die man hermeneutisch zwischen den Zeilen finden mag.

Erfolge können nur in der Differenzlogik zur Ausgangslage beurteilt werden. Das Ganze ist ja auch nochmals gutgegangen. Aber die ›Kosten‹ der Transformation waren hoch, weil die Modernisierung (ein Begriff, den ich im Normalfall aus ideologiekritischer Sicht meide) verschleppt wurde. Dass kann man zum Leitungsproblem erklären. Ja, natürlich. Ich erinnere mich noch um ein eigenes Kränkungs Erlebnis, wie meine Bestellung von Literatur über Behinderung schroff untersagt wurde: Man beschäftige sich im DZA mit dem Alter. Im Lichte des heutigen Diskurses über die Probleme der Versorgung komplexer Lebenslagen im nosologisch-diagnostischen Schnittbereich von multiplen chronischen Erkrankungen, Hilfe- und Pflegebedürftigkeiten und spät erworbenen Behinderungen (oder auch als Altern mit Behinderungen) überrascht dieses Haltungsdispositiv der Produktion von Schismogenesen, wozu auch die Schnittstelle zur Psychologie gehörte.

Also ein Führungsproblem. Ja, aber das DZA ist ein e. V. Das Vereinsrecht sieht Vorstand und Mitgliederversammlung vor. Und schon sind viele Fragen wieder offen ...

*

Die Schnittstelle zur Psychologie habe ich soeben angesprochen. Gemeint ist die Schnittstelle der damals im DZA performierten Gerontologie einerseits und der Psychologie des Alter(n)s bzw. der Lebensspanne, die in der (nicht nur deutschen) Gerontologie eine zentrale Rolle spielt, andererseits. Es sei hier daher eine wissenschaftsgeschichtliche Erörterung kurz eingeschoben.

Das DZA der ersten 20 Jahre stand wissenschaftsgeschichtlich in der Tradition der Kölner Schule der Lebenslagensozialpolitik. Dies prägte dann ganze Richtungen der Alterssozialpolitik, die sich an Fachhochschulen verankerte und sodann zum Teil den Sprung in die forschungsorientierte Universität schaffte. Doch diese Lebenslagenforschung der Alterssozialpolitik, die sich als soziale Gerontologie etablierte, war nicht so tiefgreifend in dem komplizierten (und auch kontroversen) Wissenschaftswerk von Gerhard Weisser verankert, wie man vermuten könnte; eher ist die Verankerung in Otto Blumes Richtung des Kölner Forschungsinstituts für Sozialpolitik, angekoppelt an die Weisser'sche Lehre, zu erkennen. Damit verflachte die Lebenslagenforschung theoretisch.

Dies gilt mit Blick auf die Rezeption der Wissenschaftslehre von Gerhard Weisser allgemein (im Sinne der Erkenntnis- und Wissenschaftslehre, aber auch in Bezug auf eine Praxeologie) als auch in Bezug auf die kritische Ethik und auf die anthropologisch eingebettete gesellschaftspolitikwissenschaftliche Verknüpfung von Wirtschaft, Politik und Gesellschaft.

Der *personal(istisch)e* Kern dieser Kölner Wissenschaftslehre verwies immer aber schon auf die tiefe Verbundenheit mit (kognitiven und motivationalen) psychologischen Fragestellungen, die auch in Sozialpädagogik und Sozialcharakterlehre (leicht darstellbar in der Lehre des öffentlichen Wirtschaftens als Dienstgesinnung und des frei-gemeinwirtschaftlichen Wirtschaftens als entsprechende Haltung, in der Genossenschaft als Typus des *homo cooperativus*) mündeten.

Es geht mir hier nicht um mein eigenes breites Schrifttum, dass dazu dienen sollte, diese Komplexität der Weisser-Schule (vor allem von Werner Wilhelm Engelhardt und von Siegfried Katterle, zum Teil von Ingeborg Nahnsen) weiterzuentwickeln und heute den Bogen von Fundamentalontologie, philosophischer Anthropologie, post-strukturalistischer Kulturwissenschaft und Psycho-

analyse bis hin zur Sozialökonomik und der angewandten Organisationsentwicklungsforschung mit Methoden der qualitativen Sozialforschung spannt. Es geht vielmehr um den in der deutschen gerontologischen Szene nicht wirklich ausgetragenen tiefen Konflikt mit der Gerontopsychologie.

Im Diskurs um die sog. *kritische Gerontologie* innerhalb der DGGG mögen ähnliche *struggles about ideas* (Nancy Fraser) mit Blick auf das Paradigma aktiven Alterns im Lichte eines Produktivismus-Dispositivs wirksam sein; doch Arena, Agenda und Akteure sind doch andere.

Lassen Sie mich zuspitzend sagen: Es geht bei Teilen der psychologie-kritischen sozialen Gerontologie um eine relativ flache Vorstellung von praktischer Sozialpolitik als Empfehlungspraktik der wissenschaftlichen Lebenslagenforschung, die sich im Zuge einer Entwicklung der altenorientierten Sozialpolitik aus einer arbeitnehmerorientierten Sozialpolitikforschung sozialdemokratischen Milieus der späten 1970er / frühen 1980er Jahre entwickelte. Die Gerontopsychologie mag dabei komparativ als ziemlich akademisch-bürgerlich erscheinen. Doch Psychologie ist ein weites Feld. Ich glaube also, es wurden (und werden) Konflikte ausgetragen (oder eben nicht explizit ausgetragen, aber kryptisch fortgetragen), die auf ganz anderen Referenzebenen angesiedelt sind.

Bis auf einige neuere, zaghafte und eher modisch wirkende Rezeptionslinien etwa in Bezug auf Foucault, ist kaum zu sehen, wo sich die deutsche soziale Gerontologie ernsthaft und tief z. B. mit der Epistemologie des Post-Strukturalismus auseinandergesetzt hat. Wo wird in der Lebenslagenforschung die Tiefe der personalen Theorie der sozialen *Einschreibung* der Kultur in den psychischen Arbeitsapparat und die kreative *Umschrift* dieser Einschreibungen durch das geworfene kreative Subjekt erörtert? Das ist eben Psychologie. Es überrascht, sich vorwerfen lassen müssen, man solle sich mit Armut und Ungleichheit beschäftigen, wenn man selbst aus dem freiheitlichen, religiösen (aber anstaltskirchlich-kritischen) Sozialismus kommt, aber gerne seine Wissenschaft auch in praktischer Relevanzabsicht grundlagenwissenschaftlich fundieren möchte.

*

Die Bedeutung des Exkurses wird nun wohl verständlich. Das DZA musste sich auch, wenn es mitspielen wollte in der Arena der universitär etablierten Forschung, *wissenschaftslogisch* neu ausrichten.

In die Arena der DFG und der EU-geförderten Projekte kann man nicht im Modus praktischer Sozialpolitikempfehlungen auf der Grundlage amtlicher Statistik und deskriptiver Lebenslagenanalyse sozialer Indikatoren eintreten und dort Erfolg haben. Vor allem die empirische Forschung musste sich methodisch komplex analysierten Datensätzen widmen, die die Gütekriterien der Goldstandards proximativ erfüllen. Und die zugrundeliegenden Modelle müssen die Konstruktvariablen der verschiedenen Fachdisziplinen, eben auch der Psychologie, abbilden. Dieses Argument vertrete ich offensiv, obwohl ich selber innerhalb des Kölner Instituts für Soziologie und Sozialpsychologie (ISS) die Methoden der *qualitativen* Sozialforschung, aber anspruchsvoll und tiefgründig auf Grundlage einer post-strukturalistischen Habitus-Hermeneutik, vertrete.

Es geht hier nicht um Methodenpluralismus. Es geht um die Frage, wie sich ein Institut wie das DZA in der veränderten wettbewerblichen Wissenschaftswelt nachhaltig (und international) erfolgreich (und dennoch nicht opportunistisch) verorten kann. Und hier bitte ich um Nachsichtigkeit mit Blick auf meine

klare Meinungsbildung: Mit angewandter Sozialgerontologie und in Konkurrenz mit außeruniversitären Sozialforschungs-Consultings ist dies nicht zu machen.

*

Ich glaube, dies waren auch Hintergründe der tiefen Krise des DZA. Die Gerontologie/Alterssozialpolitikforschung war 1974 in einer anderen wissenschaftslogischen und wissenschaftslandschaftspolitischen Situation als Ende der 1990er Jahre. Die Hochschullandschaft hatte sich seitdem verändert. Und die Stile der Politikberatung haben sich differenziert. Einerseits haben sich Teile der Wissenschaft personalisiert als Schlagwort-Multiplikatoren reformpolitisch in die Massenmedien einspeisen lassen; andererseits sind wissenschaftliche Guachten, methodisch anspruchsvoll, nur noch sehr mittelbar politisch verwertbar. Ja, aber ... und es kommt darauf an. Es kommt auf die Modellierung an. Und diese bringt Theorierichtungen zum Ausdruck. Die Datengrundlage spielt eine immer größere Rolle. Es geht nicht um plausibilisierte Meinungsbildung. Es geht um Zusammenhänge als Mechanismen der sozialen Konstruktion sozialer Wirklichkeit, die daten-gestützt evident sind, und aus denen (etwa bei Interventionen) Wirkungen abzuleiten sind, die im Lichte von normativen Überlegungen zu beurteilen sind.

*

Um Missverständnisse auszuschalten: Ich bin Kritiker des Modell-Platonismus (vor allem in der Ökonomie). Aber als sich in meiner Zeit als Dekan der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät öffentlicher Protest formierte gegen die ›Abschaffung‹ der praktisch relevanten Wirtschaftspolitik durch mathematisch formalisierte Makroökonomie, wurde ein auf eben diese Mathematisierung abstellender ›neuer‹ Methodenstreit zu inszenieren versucht (der dem Niveau des ›alten‹ Methodenstreites in keinem Augenblick gleichkommen konnte), der aber in Wirklichkeit vielmehr vor allem den Verlust der ordoliberalen Wertorientierung beklagte und durchaus realistisch sah, dass sich die moderne Mikroökonomik nicht mehr auf vereinfachte *homo oeconomicus*-Modelle fixiert und sich die ökonometrisierte Makroökonomik nicht unvermittelt in einfache wirtschaftspolitische Empfehlungen übersetzen lässt. Es ging den unverfroren intervenierenden Emeriti um die Verteidigung der Lehren sozial verkürzter Marktwirtschaften, die weit entfernt sind von den komplizierten Theorien regulierter Märkte heutiger Ökonomie. Den Kritikern galt das Soziale der sozialen Marktwirtschaft vor allem als Achilles-Sehne der Volkswirtschaft. Und es ging um die Kritik des Abbaus der Lehre dieser Ideologie. Viele Diskutanten haben das nicht erkannt. Von vielen eifrigen TeilnehmerInnen (auch auf studentischer Seite, die weder Albert und Popper noch Adorno und Habermas kannten) waren diese Zusammenhänge unverstanden und sind verborgen geblieben. Bildungsferne Personen gibt es offensichtlich in allen Schichten.

Es geht jetzt gar nicht darum, ob diese Fachentwicklung in der Ökonomie das Optimum der methodologischen Möglichkeiten darstellt. Aber das Beispiel ist als Analogie zum vorliegenden Anlass der Reflexion gut gewählt.

Man muss nicht unkritisch sein; aber pfadabhängig an anachronistischen Strukturen fixiert zu sein, endet schmerzhafter als den Schmerz im achtsamen Change Management zu ertragen. Dies setzt aber psychodynamisch die balancierte Offenheit als Überwindung neurotischer Angst und die Souveränität im Umgang mit Kränkungen voraus.

Auch vor solchen Hintergründen ist die Lage des DZA Mitte/Ende der 1990er Jahre besser begreifbar. Es dominierten eher intern rückwärtsgewandte Mythenbildungen, wie in allen Organisationen läuft Identitätsarbeit über Legenden, Sagen, Märchen ab. Zentrales Thema ist Bedrohung und Selbstbehauptung, nicht Wandel im Sinne einer transgressiven Ekstase. Es wurde, um wiederum die Sprach-Analogie zur Psychologie der Lebensspanne zu nutzen, die Entwicklungsaufgabe eines produktiven *Copings* gar nicht hinreichend gesehen.

Nicht ohne Kränkungen, aber dann doch merklich, konnten jedoch Arbeiten am organisatorischen Selbst der Institution geleistet werden.

Mit großer Freude konnte man z. B. das schlummernde Potenzial sich lichten sehen, wenn ältere Mitarbeiter es plötzlich schafften, Promotionen und Habilitationen nachzuholen. Wechsel an Fachhochschulen wurden realisiert.

Eingeleitet wurde so z. B. eine Modernisierung des Leistungssegments der Fachinformationen, indem Orientierungen am medientechnologischen Wandel und an veränderten Literaturnutzungsverhalten in Wissenschaft, Forschung und Fachpraxis gelangen.

In inter-disziplinärer Hinsicht wurde mehr Offenheit auf Breite hin definiert; die oftmals nicht wirklich explizierten Konfliktlinien zwischen sozialer (soziologischer/sozialökonomischer) Gerontologie und der in Deutschland relativ starken Gerontopsychologie wurden aufgebrochen. Das Institut konnte seine (alters) sozialpolitischen Orientierungen nicht nur fortführen, sondern grundlegender ausbauen und auf ein forschungsorientiertes, empirisches, internationalisiertes, interdisziplinäres Niveau hohen Ranges transportieren. Heute muss das DZA keinen Vergleich mit guter Universitätsforschung scheuen.

Aber damit bin ich schon wieder in die Aktualität gelangt. Die Zusammenhänge sind – im Zeitstrom von Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft – unvermeidbar verschachtelt. Die Gegenwart ist eben die in der noch nicht abgeschlossenen Vergangenheit gerade anbrechende Zukunft. Mehr noch: Wenn man das Träumen als Fabrik der sozialen Phantasie nicht verlernt hat, ist die Zukunft die Erwartung angesichts der Erinnerung an einen geträumten Traum, wie ich anlehnend an Walter Benjamin sagen möchte.

*

Das Zeiterleben im DZA wandelte sich in Öffnung zum Draußen zur zukunftsbezogenen Haltung. Aber eben auf die Haltung kommt es an (von Saint-Exupéry mit einem »!« versehen). Es ging um Arbeit am Identitätswandel, der nicht nur als Verlustfunktion erfahren werden sollte.

Eines der schönsten Ereignisse im Wandel der erfahrbaren Ordnung des personalen Erlebnisgeschehens in der Institution war die überfällige Modernisierung der Liegenschaft, die bis dahin einer professionellen Öffnung nach Außen, auch international, verunmöglichte. Scham war wohl das dominante Gefühl in solchen Situationen. Der bauliche Zustand fungierte als passende Ausdrucksform des eher depressiv anmutenden Stimmungsbildes und der erlebbaren Soziogrammatik der internen Prozesse. Das lag natürlich auch daran, weil nicht transparent war, ob und wie Bund und Land das DZA halten wollten.

*

Wo steht das DZA heute? Es macht, um an den letzten Punkt der erinnernden Impressionen als re-konstruktive Imaginationen anzusetzen, durchweg nur Freude, durch die Räume des DZA zu wandeln und die veränderte Stimmung zu atmen; die Bibliothek ist modern und angenehm zu nutzen.

Die Verbindungen zu den Hochschulen, gleich noch ein eigener Aspekt der Betrachtungen, hat die Atmosphäre dynamisiert. Studentische Hilfskräfte und NachwuchswissenschaftlerInnen beleben die Geschehensprozesse. Die Membran, um im Sinne einer dermatologischen Soziologie der Organisation metaphorisch zu sprechen, nach außen ist durchlässiger geworden. Der Organismus atmet ganz anders in seiner Umwelt. Und die Umwelt wird aufmerksamer auf diesen kleinen Organismus. Der ökologische Zirkel von Wirkkreis und Merkkreis, um in der Begriffswelt des gerade in der Gerontologie oftmals fruchtbar genutzten Biologietheoretikers Jakob von Uexküll zu wildern, ist spürbar geworden. Phobische Ängste im liminalen Raum der Institutsgebäude-türschwelle können dergestalt der un-neurotischen Offenheit weichen. Diastole und Systole funktionieren nunmehr in einem auf die ganze Institution bezogenen psychodynamischen Gleichgewicht.

*

Eine Leitung durch eine Universitätsprofessur war unbedingt notwendig. Ressortforschungsinstitute gelingen nicht mehr nachhaltig ohne diese Anbindung, die sich organisch vertiefend entwickeln kann. Das hat nichts mit Arroganz mit Sicht auf andere mögliche Qualifikationsprofile für die Leitung solcher Einrichtungen zu tun. Es geht nicht um den akademischen Habitus. Die Universität hat ohnehin ihre letzten Gemütlichkeiten und die sakrale Aura verloren und fügt sich in die allgemeine Zeitpathologie der Beschleunigung des globalen Turbo-Kapitalismus ein. Das Governance von New Public Management definiert den Nexus von gouvernementalen Dispositiven, die die Kultur der Universität zum Wettbewerbsunternehmen im Markt der Employability-orientierten Humankapitalproduktion und der Drittmittel-Akquise-Kämpfe transformiert.

Doch reine Gesinnungsethik hilft hier nicht weiter. Im aufrechten Gang wird man das Spiel mitspielen müssen. Oder eben aussteigen. Aber mitten in der Savanne der Fressfeinde (Blumenberg's »Absolutismus der Wirklichkeit«) ist der Mensch zu exzentrischer Positionalität (Plessener) fähig und kann sich eine daseins-qualifizierende Gestalt geben.

Es ging und geht permanent um Qualifikation und Anknüpfung des Instituts an den Stand der extrem dynamischen Forschung. Damit verbunden waren die ebenso lebensnotwendigen Einbettungen und Verschachtelungen mit Berliner Hochschulen. Muss hier auch noch vieles weiter ausgebaut werden: Die Wege sind eröffnet und etabliert. Dissertationen, Habilitationen, Verbindung von Forschung und Lehre, Forschungen im Verbund mit hinreichend kritischer Masse an beteiligten ForscherInnen und Einrichtungen haben sich entwickelt. Das Drittmittelaufkommen hat sich zu einer tragenden Säule des DZA entwickelt. Die Internationalisierung hat spürbare Formen angenommen. Die Publikationsstrategie ist universitär und an internationalen Standards ausgerichtet. Auch hier war die Aufgabe des Eigenverlages (ein Thema, mit dem andere Institutionen unabgeschlossen kämpfen) der richtige Schritt in eine ganz andere, strategisch durchdachte Publikationspolitik. Die Diffusion im Resonanzraum der Fachwelt konnte dergestalt gesteigert werden. Die Qualität konnte so besser kontrolliert werden. Die Vielfalt der Publikationsorte und Formate bringt

eine Buntheit mit sich, die auch AutorInnen mit Blick auf die Designs Freude macht und vielleicht daran erinnern helfen kann, dass die wissenschaftlichen Outputs auch eine ästhetische Dimension aufweisen können. Das gilt für Bücher und Aufsatzsammlungen, aber auch für die Fachzeitschriften.

Es gelingt auch, vielfältige Zielgruppen zu erreichen. Der *Informationsdienst Altersfragen* wird in der qualifizierten Praxis gelesen und im Wert geschätzt. Das DZA-Team ist im Laufe eines Jahres immer auch auf Vortragsreisen, auch hier Menschen verschiedenster Kontexte erreichend.

Das DZA stellt sich verschiedenen Beiratsstrukturen, allgemein und projekt-bezogen. Das DZA versteht sich als lernende Organisation im Wettbewerb, ohne opportunistisch auf Profil und einen harten Identitätskern zu verzichten. Die sehr gute Evaluierung durch den Wissenschaftsrat hat diese Einschätzung der Entwicklung, ja der Gestalt-Transformation des DZA deutlich bestätigt.

So lese ich also die Entwicklungen und gebe sie hier als meine Erzählung wieder. Und weitere Aspekte können angesprochen werden.

Das Auftreten in der Öffentlichkeit ist souverän. Der Spagat zwischen Wissenschaft und Politik, der eingangs schon vermerkt wurde, gelingt – im Sinne eines Balance-Aktes, eines Ambivalenz-Managements. Mit Romantik und naiver Harmoniegläubigkeit hat das nichts zu tun. Es gibt bi-polare Entwicklungsaufgaben im Leben, die nicht zu lösen sind, sondern nur zu leben sind, auszuhalten sind. Das ist, wie Schadewaldt zur griechischen Tragödie im vierten Band seiner Tübinger Vorlesungen unvergesslich formuliert hat, der Tatbestand, dass der Mensch immer *schuldlos schuldig* ist. Es geht nicht um die Reinheitskultur der symbiotischen Regression. Die Welt ist nicht heil: Aber der Mensch kann sich in ihr bauend und wohnend einrichten, gestalt-gebend in ihr wirken. Auch das DZA hat seinen Platz suchen müssen; und hat ihn offenbar gefunden.

*

Mitten in Berlin (allerdings seit einiger Zeit ohne eigenen Flughafen) besetzt das DZA ein kollektiv wichtiges Thema. Das Alter als Ausdruck des Alterns im Generationengefüge einer Gesellschaft, in der diese Gesellschaft als (im Sinne der Soziologie von Parsons) soziales System in allen seinen ohnehin interdependenten Subsystemen (Wirtschaft, Politik, Kultur, Person) gefordert ist, die Themen produktiv/kreativ und ethisch akzeptabel aufzugreifen. Dabei wird man sich der Einbettung in die siedlungsstrukturellen Gefüge neuerdings sozialmorphologisch ebenso bewusster wie den Einbettungen in europäische und völkerrechtliche Rechtsregime, die die kulturelle Umgangsweise der Gesellschaft mit dem Mitmenschen angesichts der Vektoren sozialer Ungleichheit und Differenzierung (Schicht, Gender, Alter, Ethnie, operationalisiert als Migrationshintergrund) radikal hinterfragen. Immer noch bringt das große Ideen-Drei-Gestirn von 1789 eine nicht abgeschlossene Moderne zum Ausdruck: Freiheit, Gleichheit, Solidarität.

Insofern schließen sich noch einige schwierige Fragen der Profilbildung an. Sie kreisen einerseits um die Frage nach Alleinstellungsmerkmalen, andererseits um eine fachliche schwierige Identitätsfindung.

*

Was ist Gerontologie? Und was verkörpert mit Blick auf diese Frage das DZA. Altersfragen. Ja. Aber damit beginnt das Problem.

Das DZA hat an einem diesbezüglichen Selbstverständnis mit Leitbildfunktion gearbeitet. Dies muss als Positionierung in der Landschaft geschehen. Doch was ist die Referenzlandschaft? Vor allem angesichts der Tatsache, dass die Forschung inter-disziplinär sein soll. Fast alle Disziplinen beschäftigen sich mit Alter und Altern. (Eventuell aber auch nur als Alters-Variable in der Regressionsrechnung.) Und die sozialen Handlungsfelder sind vielfältig: Kein Lebensbereich (mit systematischen Schnittflächen zu den Handlungsfeldern der Sozialpolitik insgesamt) bleibt ausgespart: Arbeit, Einkommen, Wohnen, Verkehr, Konsum, Gesundheit, Stadt und Land etc. etc. Die ganze Palette des modernen Diversity Managements ist angesprochen (Sozialschicht, Gender, Migration etc.). Es gibt kaum ein Sozialgesetzbuch, das nicht ganz oder zum Teil relevant ist. Internationales Völkerrecht und das EU-Recht verändern das Themengebiet. Wie die Sozialpolitik ist auch Alter/Altern ja nicht eine wissenschaftliche Disziplin, sondern ein Phänomen der sozialen Wirklichkeit, deren Erforschung die Theorien, Methoden und Daten der verschiedensten Disziplinen gebündelt bedarf. Angesprochen sind Psychologie, Soziologie, Politikwissenschaft, Rechtswissenschaft, Medizin, Biologie, Geschichtswissenschaft, Raumwissenschaften, Ökonomie, Ethnologie, Philosophie etc. An der anthropologischen Klammer fehlt es merklich. Der Weg zu einer wirklichen fakultätsübergreifenden Inter-Disziplinarität, die eher meist als Chimäre erfahrbar ist, bleibt lang. Doch bekanntlich müssen wir uns mit Albert Camus *Sisyphos* als einen glücklichen Menschen vorstellen.

Doch wo beginnt das relevante Alter als Objekt der wissenschaftlichen Begierde der gerontologischen Forschung? Den Diskurs über die weitgehende Irrelevanz der kalendarischen Ordnung bringe ich nur in diesem einen Satz in Erinnerung. Alter ist nicht allein im Gefüge der Generationenbeziehungen zu analysieren, sondern als zeitliche späte Phase des Prozesses des Alterns, daher nie isoliert und ohne Einbettung in den Lebenszyklus zu thematisieren.

Und genau mit der Verknüpfung dieser beiden Vektoren (Sektoren- und Themenvielfalt und Abgrenzung des relevanten Alters) liegt der Möglichkeitsraum der Positionierung des DZA vor. So erwies es sich als zwingend, sich im Alters-Survey bereits mit der Gruppe des fortgeschrittenen mittleren Erwachsenenalters zu beschäftigen, um die kritischen Übergänge in das nachberufliche Altern zu verstehen. Und um einen möglichen Wandel des Alter(n)s in der Kohortenabfolge auf die Spur zu kommen. Und will man das Thema des bürgerschaftlichen Engagements im *welfare mix* deutscher Sozialpolitikfelder (z. B. gerade in der Pflege) aufgreifen, so erweist es sich als sinnvolle Aufgabe, den Freiwilligen-Survey im DZA anzusiedeln. Dadurch wird das DZA nicht gleich zu einem sozialpolitischen Forschungsinstitut des ganzen Lebenslaufes.

Und die Vielfalt der Sektoren und der Themen im Verbund der Vielfalt der Disziplinen machte es sinnvoll, z. B. die Altenberichterstattung des Bundes im DZA organisatorisch und infrastrukturell zu verankern.

Damit bleiben die Schnittstellen zu relevanten Themen im Lebenslauf immer ein Problem. Z. B. ist die Familienforschung für das DZA hoch relevant, ohne dass dieses Feld jetzt *in toto* in das DZA integriert werden muss. Andere *policy*-Felder könnten ebenso hierbei angesprochen werden. Wenn man bedenkt, wie wichtig im Kontext der Frühen Hilfen des Kinder- und Jugendhilfegesetzes im Lichte der Bedeutung der psychodynamischen Bindungsforschung das frühe Sozialisationsgeschehen für den weiteren Lebenslauf (auch unter dem rechtsphilosophischen Aspekt der Chancengleichheit im sozialen Gewährleistungsstaat, ja mit Blick auf die Frage des menschlichen Scheiterns

im Sinne einer verfehlten Daseinsentwicklung) ist, dann wird daraus weder notwendig, dass das DZA Kindeswohlforschung betreiben muss noch dass das DZA nun einsteigen muss in die Soziologie der Prekarität in sozialen Peripherien. Aber die Erforschung des höheren und hohen Alters muss im Horizont dieser sozialen Biografien, von denen Hans Thomae als soziales Schicksal sprach, erfolgen. Die Kenntnisse der kulturellen Grammatiken und sozialen Mechanismen und der psychischen Prozesse des ganzen Lebenslaufes in den gesellschaftlichen Kontexten, also in der chronotopischen (Michail Bachtin) Ordnung von Raum und Zeit, müssen abgerufen werden, um das Alter zu verstehen und vor diesem Hintergrund Fragen der Sozialpolitik und der sozialpolitischen Interventionen zu reflektieren.

Alter ist Ausdrucksform des Alterns und dies ist der Gegenstand einer Gerontologie. Diese ist dabei aber nicht nur Wissenschaft der Bio-Morphose, sondern einer multi-dimensionalen Morphose. Der Mensch altert intra-personal mehr-dimensional und inter-individuell differenziell. Der Mensch altert in dieser Differenzialität zugleich kulturell codiert und sozial überformt. Im Kern ist Alter daher Gegenstand der Psychologie des Menschen im anthropologischen Hiatus zwischen Natur und Kultur. Da hierbei Gehlens Theorem des »biologischen Mängelwesens« auf die Bedeutung der notwendigen »zweiten, sozio-kulturellen Geburt« (Claessens) im Sinne der pädagogischen Anthropologie und Erziehungsphilosophie der Erziehungsbedürftigkeit und Erziehungsfähigkeit verweist, ist diese Psychologie der Person und ihrer inneren Schichtung und Psychodynamik immer verwiesen auf die Kulturwissenschaften, die sich mit der *Einschreibung* des Sozialen im Menschen beschäftigen. Natürlich mag Psychologie diese/ihre unhintergehbare soziologische Kontextualität im Zuge der Spezialisierung vergessen. Als Durkheim konstatierte, das Soziale könne nur über das Soziale erklärt werden, hat er eine Soziologie als eigenständige Disziplin definiert, doch war ihm immer überaus klar, dass dieser Kreislauf nur über die Person abläuft. Durkheims Soziologie war ebenso Ethnologie wie Sozialpsychologie. Ohne Psychologie der Person geht es nicht. Auch Kritische Theorie der Gesellschaft suchte daher immer die Verbindung zur Tiefenpsychologie.

Gerontologie muss daher im Kern Psychologie des Alterns sein. Das sollte auch die Klammer der multi-disziplinären Forschung im DZA sein, die verschiedene Themenschwerpunkte und verschiedene soziale Kontexte des Alterns definiert hat. Letztendlich geht es der Gerontologie um die humanistische Frage nach der Daseinsgestaltqualität der menschlichen Biografie in der Endlichkeit der Lebensspanne. Es geht um die Chance zum gelingenden Altern und vor diesem Hintergrund rechtsphilosophisch um die ethische Frage der sozialen Chancerverteilung, Daseinsverfehlung zu vermeiden.

Daher möchte ich mit der Perspektive enden, es ginge der Gerontologie um die Bewältigung der Sorgestruktur der menschlichen Seinsverfassung aus der Kraftquelle der Liebe als Modus des personalen Selbstseins im sozialen Miteinander heraus, die seit dem Auszug aus dem langweiligen Paradies der Unsterblichkeit den geschichtlichen Menschen in der Rolle des Mitmenschen (Karl Löwith) die Aufgabe stellt, politisch im Lichte sozialer Gerechtigkeit sich gemeinsam in dieser Welt bauend und wohnend einzurichten, die Sicherheit der Höhle verlassend und im »Mut zum Sein« (Paul Tillich) das »Wagnis« (Peter Wust; Gabriel Marcel) des Lebens in aller Entschlossenheit im Altern zum Tode sinnhaft aufzunehmen. Die einzige Alternative zum Altern ist der frühzeitige

Tod. Immer schon hatten alle Kulturen in allen Epochen darauf zu achten, dass der *homo sapiens* und das Alter allgemein nicht einen *sozialen* Tod noch vor dem biologischen Ende erleiden. Sozial ist der Mensch tot, wenn er im Dialog (Martin Buber) als Zwischenraum der Menschen nicht mehr angefragt wird.

Ein modernes gerontologisches Institut muss die Exzellenz in den angewandten Forschungsmethoden in vielen speziellen Fragestellungen nachhaltig unter Beweis stellen. Dabei ist die Fokussierung auf das Alter in der Verdichtung der Disziplinen die konstitutive Differenz zur Forschung von Disziplinen, in denen Alter nur als ein Aspekt *unter vielen* anderen Aspekten berücksichtigt wird. Die Exzellenz würde dann noch gekrönt, wenn ein Beitrag zur anthropologischen Klammer gelingen könnte: Arbeit an der Gefahr der Daseinsverfehlung des *homo abyssus* als soziale Menschenrechtsarbeit.

- ¹⁾ In der klassischen Ethnologie ging es dabei um Rituale der Bewältigung der Übergänge.
- ²⁾ Wie es in der daseinsanalytischen Psychiatrie des Wengener Kreises fundiert wurde und in weiteren Forschungsgenerationen vor allem mit Blick auf die manisch-depressiven Formenkreise fortentwickelt worden ist.